

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 16.1.2011 um 10 Uhr
2. Sonntag nach Epiphania

„Gott schauen wollen“

Predigttext: Exodus (2. Buch Moses) 33,17b-33

Hauptpastor Christoph Störmer

Liebe Gemeinde,

„Lass mich deine Herrlichkeit sehen“ – dieses Begehren des Moses ist unser Thema heute.

Es passt in die Epiphaniazeit, diesem Begehren, diesem sehnsüchtigen Wunsch Raum zu geben. Epiphania – das griechische Wort bedeutet in etwa „aufscheinen“, und Sie kennen es alle als Fremdwort: Phänomen. Wo immer Gott aufscheint, aufleuchtet in dieser Welt, da hat man es mit einem Phänomen zu tun. Ein Phänomen ist nicht recht zu fassen, es lässt sich nicht festhalten, dingfest machen oder beweisen. Man steht staunend oder ratlos, gläubig oder spottend davor. Wie vor dem ersten Wunder, das Jesus tat nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums – Sie haben die heutige Lesung noch im Ohr (Johannes 2): Jesus rettet eine Hochzeitsfeier, indem er Wasser in Wein verwandelt. Ein Phänomen: Wo Kargheit vorherrscht, macht sich plötzlich der pure Luxus breit! Für Johannes, den Evangelisten, ist dies das erste Wunder, das Jesus tut und mit dem er „seine Herrlichkeit offenbarte“.

Lass mich deine Herrlichkeit sehen – dies Begehren, Gott zu sehen, ist so alt wie die Menschheit. Es ist ein Begehren, das weit über unsere mehr oder weniger großen Begehrlichkeiten hinausgehen, wie wir sie aus den zehn Geboten kennen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut, Frau oder was noch unseren Neid bzw. unsere Gier weckt.

Vielleicht steckt hinter unserem Nimmersattsein dies eine Begehren: Gott zu sehen. Es geht aufs Ganze unserer Existenz und zielt auf eine Wahrheit, die die Grenzen unserer menschlichen Sphäre überschreitet und uns doch in die Seele gebrannt zu sein scheint. „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.“ (Ps. 42,1)

Lass mich deine Herrlichkeit sehen – I really want to see you, my sweet Lord – so sang einst George Harrison, als die Beatles in Indien auf spiritueller Sinnsuche waren.

Es gibt Menschen, die sagen, sie hätten an Grenzen oder in Grenzerfahrungen das erlebt - die Herrlichkeit Gottes gesehen. Bekannt ist die Szene aus Lk.2 mit dem alten Simeon im Tempel. Als er das Jesuskind in seinen Armen hält, ruft er wie befreit sein „nunc dimittis“: „Jetzt kann ich sterben und in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ (Lukas 2,29f)

In mein Gedächtnis hat sich eingebrannt die Szene aus einem Dokumentarfilm: „My eyes have seen the glory of the coming of the Lord“ – so rief Martin Luther King, der gestern 82 Jahre alt geworden wäre, emphatisch aus am Vorabend seiner Ermordung. Gerade an Wendemarken oder Krisenpunkten unseres Lebens braucht es – und sehnt sich alles in uns – nach Verankerung und Vergewisserung. Und manchmal kommt sie uns gnädig entgegen: Die Fülle, die Gnadenfülle Gottes.

Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Moses, der das von seinem Gott einfordert, ist in einer Krise. In dieser Krise braucht er – und ginge uns das nicht genauso? - mehr als die Leitplanken der 10 Gebote. Ethik allein macht nicht satt, allein vermag sie keinen Sinn zu stiften. Es braucht dazu mehr, so etwas wie einen Resonanzraum, das Gefühl von Stimmigkeit.

Moses hatte die 10 Gebote gerade vom Sinai herab gebracht, auf zwei steinernen Tafeln. Als Moses sieht, dass sich das Volk in seiner Abwesenheit mit dem Goldenen Kalb ein sichtbares Gottesbild gemacht hat, zerschlägt er voller Zorn die beiden Gesetzestafeln. Warum, möchte man fragen, hat Moses so wenig Verständnis für seine Leute. Wo doch das Volk Israel auf seiner Wüstenwanderung nach dem Auszug aus der Sklaverei die Orientierung verloren hatte und nichts sehnlicher wünschte als dies: Gott zu sehen. Aaron, der Bruder des Moses, mochte und konnte sich diesem Begehren des Volkes nicht länger verschließen. Um es bei Laune, ja um es überhaupt beisammen zu halten, baute er aus kostbarem Goldschmuck ein Gottessymbol, das man bewundern und umtanzen konnte. I really want to see you Lord.

Dem zweiten Gebot zum Trotz („Du sollst dir kein Bildnis machen ...“) sucht unser Ich immer wieder nach einem sichtbaren Anhaltspunkt für Gott. Doch jedes Bild, das wir uns von Gott machen, greift zu kurz, greift daneben, führt in die Irre und bedarf der Kritik. Doch muss man es gleich in blinder Bilderstürmerei zerstören, wie Moses es tut?

Doch die Frage, die uns heute beschäftigt, ist eine andere. Unser Predigttext beginnt nach einem doppelten Zerstörungswerk. Das Volk ist das Goldene Kalb los und Moses die zehn Gebote. Alle vermeintlichen oder auch tatsächlichen Sicherheiten oder klaren Verhaltensanweisung sind zerschlagen. Mit leeren Händen stehen sie alle da, das Volk und Moses. Umso mehr drängt sich das existentielle Bedürfnis in den Vordergrund: Lass mich deine Herrlichkeit sehen, Gott, damit ich wieder Vertrauen fassen und dir glauben kann.

Am Ende all unserer Wünsche und Sorgen, unserer Wege und Irrwege, die oft um unser eigenes Ansehen und Aussehen kreisen, am Ende aller Anstrengung und Mühen um ein gelingendes Leben, bei dem man sich selber zeigen muss, und zwar möglichst von der besten Seite, am Ende wollen wir es wie Moses wissen: Wie bist du wirklich, Gott? Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Ja, einmal die geheimnisvolle Kraft sehen, die unser Leben begleitet und trägt, im Leben und im Sterben - eine Kraft, die sich so oft entzieht und verborgen hält – das wäre es doch! Lass mich deine Herrlichkeit schauen! – das ist keine Bitte um Erfolg, Anerkennung, Gesundheit oder Ähnlichem. Sondern der Wunsch nach unzweifelhafter, sichtbarer Gegenwart. Moses will Gott sehen in seiner ganzen

Herrlichkeit – „kabod“ steht da im Hebräischen, was auch bedeutet: Pracht, Glanz, grenzenlose Güte.

Moses Wunsch wird zumindest teilweise zurück gewiesen. Kein Mensch könne Gott sehen und leben, heißt es geheimnisvoll. Offenbart sich Gott erst im Tode ganz?

Man könnte an eine kleine Erzählung des vor 100 Jahren gestorbenen Dichters Tolstoi denken. Sie handelt von dem alten König und seinem letzten noch unerfüllt gebliebenen Wunsch: Er will Gott schauen. Ein Hirte schließlich wagt eine Antwort und fordert ihn auf, direkt in die Sonne zu schauen. Geblendet schließt der König die tränenden Augen und hält schützend die Hand vors Gesicht. „Willst du, dass ich das Augenlicht verliere?“ fährt er den Hirten an. Worauf dieser antwortet, die Sonne sei doch nur ein Abglanz der Größe Gottes, ein Fünkchen seines strahlenden Feuers. Wie willst du mit deinen Augen Gott schauen?

Die Sehnsucht nach dem Zeitensturz, hinein in eine Begegnung, bei der die Ewigkeit wenigstens für einen Moment glücklich mit einem Menschen-Augen-Blick verschmilzt und zur Erfüllung kommt – sie bleibt bestehen, sie ist dem König genauso in die Wiege gelegt wie dem Moses. Der Wunsch nach einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht, bleibt jedoch beiden verwehrt.

Moses wird eine klare Grenze gesetzt: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“

Diese Grenze braucht es wohl auch. Denn: könnten wir standhalten solchem Augenblick, in dem sich das letzte Geheimnis offenbart? Unsere Alltagserfahrung zeigt doch, dass wir dem Blick des anderen nur kurz standhalten können. Wenn uns unvermittelt der Blick eines Mitmenschen trifft, weichen wir ihm oft irritiert aus. Zu bloß und ausgeliefert fühlen wir uns, empfinden es selber als indiskret, dem anderen schnurstracks und unverwandt in die Augen zu schauen. Wenn sich fremde Augen auf uns heften, kann das geradezu verletzend sein. Doch auch da, wo wir uns, einander zugewandt, in die Augen schauen, halten wir das nicht lange aus. Es gibt da eine Scheu, eine Scham, auch eine Diskretion, die uns wegschauen lässt. Oder Tränen legen sich wie ein gnädiger Schleier dazwischen. Ja, das Gesicht zu verschleiern, kann in bestimmten Situationen schützen und helfen, die eigene Integrität zu bewahren.

Und damit bin ich wieder bei Moses. Es hat wohl seinen guten Sinn, dass ihm der Wunsch, Gott zu schauen in seiner ganzen Fülle, abgeschlagen wird. Die direkte Gottesbegegnung würde uns überfordern, wir könnten ihr nicht standhalten, ohne die Sinne zu verlieren. Niemand kann Gott schauen und leben. Vielleicht bleibt uns das noch. Warum sollte das nicht so sein, dass wir sterbend uns Gott in die Arme werfen? Als der verlorene Sohn nach Hause kommt, wird er mit offenen Armen und Augen empfangen – Gott ist ihm zugewandt.

Einstweilen befreunde ich mich gern mit den Auskünften, die Moses zuteil werden. Zunächst dieses:
„Du hast Gnade gefunden vor meinen Augen und ich kenne dich mit Namen.“

Ich denke, es ist wie bei Kindern, die wissen, dass die Augen der Eltern oder Erzieher und Lehrer mit Wohlwollen auf ihnen ruhen: Sie spielen unbefangen und spontan und fühlen sich dabei sicher und geborgen. Doch spüren sie plötzlich den allzu direkten Blick der Erwachsenen, fühlen sich beide Seiten ertappt, die Situation ist gleichsam unter Kontrolle, das Lebendige erstarrt. Deshalb finde ich das, was dem Moses am Schluss versprochen wird, wohltuend. Es entsteht ein Raum. Ein Raum zwischen Moses und Gott öffnet sich, der zu einem faszinierenden Spielraum wird von diskreter Distanz und zärtlich-fürsorglicher Nähe. Ein Hauch von Berührung passiert, und doch bleibt das Geheimnis Gottes gewahrt. Dem, was uns hier vor Augen gemalt wird an Begegnung zwischen Mensch und Gott, eignet etwa Spielerisches, Leichtes. Es ist wie ein Kinderspiel mit Spielregeln von Verstecken und Entdecken.

Hören wir noch einmal in den Text hinein:

Jahwe spricht zu Moses:

„Ich will meine ganze Segensfülle und Güte an dir vorüberziehen lassen und zum Klingen bringen vor dir meinen Namen „Ich werde da sein“.

Also ein Klangraum entsteht – ob Kirchen auch solche Räume sind, in denen wir Resonanzen erleben, der Name Gottes uns vielfältig anweht und nährt?

Weiter spricht Gott im 2. Mosesbuch:

(Buber-Ü.) „Hier ist Raum bei mir, du stellst dich auf den Fels, und es wird geschehen: Wenn meine Erscheinung vorüberfährt, setze ich dich in die Kluft des Felsens und schirme meine Hand über dich, bis ich vorüber fuhr. Hebe ich dann meine Hand weg, siehst du meinen Rücken, aber mein Antlitz wird nicht gesehen.“

Das ist ein – wie ich finde – gnädig-bewahrendes, beinahe humorvolles Bild eines geheimnisvollen sich verbergenden und doch auch uns bergenden Gott.

Man stelle sich das vor: Gott tritt hinter mich, hält mir mit seiner Hand die Augen zu, und ich spüre seinen Atem, während er an mir vorbei geht. Dann nimmt er die Hand wieder weg, und ich darf ihm nachschauen, ohne dabei das Nachsehen zu haben.

Gott – ein Lichtblick, uns immer voraus. Seine Güte berührt uns, seine Schönheit zieht, wenn wir Augen dafür haben, immer wieder an uns vorüber.

Was für ein Gott, der uns aus dem Felsspalt oder welcher Nischenexistenz auch immer heraus lockt! Und dessen Angesicht uns voraus ist. Obwohl noch nicht enthüllt, leuchtet es doch und ist uns wohl gesonnen.

Paulus sagt es später so: „Noch erkennen wir nur stückweise, wie in einem dunklen Spiegel, dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (1. Kor. 13).

Amen